

Hans Blumenberg

Begriffe
in Geschichten

Bibliothek Suhrkamp

SV

Band 1303 der Bibliothek Suhrkamp

Begriffe sind Namen, die wir unseren Vorstellungen von den verschiedensten Gegenständen geben, über deren Berechtigung zum Führen dieses Titels noch und immer wieder gestritten wird. Das ist das eine. Begriffe haben Schicksale. Sie werden »gebildet« oder erfunden, gebraucht, und am Ende versagen sie ihren Dienst. Manche harren wie weiße Flecken auf der Landkarte der Entdeckung und Inbesitznahme. Das ist das andere. Über das Leben der Begriffe, ihre Physiologie und Pathologie, gibt dieses Buch Auskunft. Es ist eine Enzyklopädie mit dem Anspruch auf Unvollständigkeit. Nicht jeder Begriff darf für seinen Nennwert genommen werden, mancher ist uns nur in seiner ironischen Brechung erträglich, einige gab es bisher noch nicht, und sie stehen hier zum ersten Mal.

Hans Blumenberg
Begriffe in Geschichten

Suhrkamp Verlag

Erste Auflage 2016

Suhrkamp Verlag Berlin

© Suhrkamp Verlag Frankfurt am Main 1998

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das der Übersetzung,
des öffentlichen Vortrags sowie der Übertragung
durch Rundfunk und Fernsehen, auch einzelner Teile.

Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)
ohne schriftliche Genehmigung des Verlags reproduziert
oder unter Verwendung elektronischer Systeme
verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Umschlag: Willy Fleckhaus

Satz: Libro, Kriftel

Printed in Germany

ISBN 978-3-518-24023-6

Begriffe in Geschichten

EINE BEGRIFFSGESCHICHTE

Ewiger Traum, daß man etwas nicht macht, sondern es entsteht.

Gottfried Benn an Käthe von Porada, 9. Juli 1933

Mein Vater war ein Photograph von großer Leidenschaft und mäßigen Erfolgen. Er glich das auf anderen Gebieten durch Umkehrung dieser Disproportion wieder aus. Wenn ich zurückdenke, erscheint er mir als ein Pionier der Photographie, obwohl es doch dafür schon ein gutes halbes Jahrhundert zu spät war. Aber den Pionier macht eben der Anblick und Ausdruck der Mühsal, das Gewicht des Gepäcks, der Schweiß der Transporte und Zurüstungen, die Widerspenstigkeit der Umstände. Mußte die Kamera noch so schwer sein? Das Stativ so störrisch, daß gelegentlich wie bei einem Insekt ein eingezogenes Bein ganz unmotiviert ausfuhr und mit dem Stachel zustach, wo es hintraf?

Mich erfreuten die Exkursionen zur Einholung der optischen Beute nur in der Vorfreude auf das, was danach kam. Mein Vater entwickelte selbst. Er hatte eine Dunkelkammer mit rotem Licht, allerlei Flaschen und Schalen, mit denen ›Bäder‹ bereitet wurden, die nach meinem Eindruck herrlichere Resultate hätten zeitigen müssen. Ich durfte helfen, hauptsächlich durch emsiges Hin- und Herschwenken der gläsernen Platten in flachen rechteckigen Schalen, wobei es auf behutsames Agieren ankam, das meiner konstitutiven Ungeduld wenig, meiner ebenso konstitutiven Ausdauer um so mehr lag. Nicht selten passierte es, daß die Platte sich in einheitliches Schwarz verfärbte; wohl ebenso häufig, daß sie klar und durchsichtig blieb, als sei nichts gewesen. Die Grenzfälle verfehlter Belichtungen also, und dazwischen lag ›die Welt‹ des mehr oder weniger Unbedeutsamen.

Die von meinem Vater als gut befundenen Resultate interessierten mich wenig. Was mich faszinierte, war der Prozeß, wie aus dem Nichts etwas entstand, was vorher ganz und gar nicht

dagewesen war. Erklärungen der väterlichen Privatchemie – er hatte das Gymnasium nach der Quarta verlassen und nie wieder ein Buch angefaßt, außer um es zu verkaufen, denn er erlernte den Buchhandel –, jene Einweisungen in die Alchimie also brachten mir wenig Zuwachs. Dafür gedieh der erste Artikel meines Credo: Ich wußte, ich sah es vor mir, wie es bei der Erschaffung der Welt zugegangen war. Erst nichts, und dann etwas – und etwas nur, weil zuerst einmal für Licht gesorgt worden war. Die biblische Prozedur erschien mir phototechnisch als ganz richtig, und die Dunkelkammer als Imitation der Gesamtlage im Universum vor dem ersten Schöpfungstag. Ohne daß es finster gemacht wurde, konnte aus nichts nichts werden, und Licht war dann die wichtigste Bedingung für das, was eine richtige Belichtung genannt wurde. Unter meinen Händen, bei vorsichtigstem Schwenken der Platten in den Bädern kam die Welt zutage – natürlich nicht mit soviel Aplomb und Tohuwabohu wie am biblischen Auftakt, aber doch im Prinzip nach keinem anderen Verfahren. Man wird es mir nicht verzeihen: Einer, der an die Schöpfung nicht glaubt, versteht ihren Begriff doch immer noch, wie er ihn in der Dunkelkammer anschaulich vor sich ›produzierte‹. Seither ahnte ich wenigstens, wie Begriffe entstehen.

›AMBIGUITÄTSTOLERANZ‹
BURCKHARDT VOR UND NACH DER VOLKSZÄHLUNG

Ein Kriterium für intellektuelle Gesundheit ist die Spannweite von Unvereinbarkeiten im Hinblick auf ein und dieselbe Sache, die ausgehalten wird und dazu noch Anreiz bietet, Gewinn aus der Beirrung zu ziehen. In kurzer Zeit kann das Politische ins Historische umschlagen, auch wenn es ›Zeitgeschichte‹ noch nicht gibt. Was als bevorstehende Zumutung den Bürger eben noch empörte, bedarf nur eines Monats im Gewesensein, um sich zum Stärkungsmittel der Urteilskraft zu verwandeln.

Dreizehn Fragen zur Person enthalten die »Haushaltungshefte«, mit denen die Kantone der Schweiz am 1. Dezember 1888 eine Volkszählung veranstalten.

Jacob Burckhardt nennt das nicht nur *Ungeschicklichkeit in Aufstellung der auszufüllenden Rubriken*, sondern mit der Erbosung dessen, der ohnehin die Einmischung des Staates in die Angelegenheiten des Individuums als Kennzeichen seiner Epoche und ihres Fortschritts ausgemacht hat, erklärt er es als *unnütze statistische Neugier* und fügt gegenüber dem in anderen Staatsdiensten beamteten Friedrich von Preen hinzu: *Wenn es nicht Hochverrath wäre, wie Cham die Schande des Vaters zu entblößen, müßte ich Ihnen joci causa einen unserer Fragebogen schicken . . .*

Der Historiker und der Bürger bleiben sich dann doch nicht so ganz einig im Urteil über die Unnützlichkei der Erhebung. Schon einen Monat später, am Neujahrstag 1889, gibt Burckhardt demselben Adressaten eine Auswertung der Ergebnisse jenes statistischen Übergriffs. Dabei findet er für eins der Resultate der Erhebung einen neuen Begriff, den des ›praktischen Pessimismus‹. Diesen sieht er in der Abwanderung der ländlichen Bevölkerung in die Städte. Ein Kanton hat dabei in einem Jahrzehnt 6800 Seelen verloren.

Burckhardt könnte sagen, dies habe er ohnehin gewußt und auf die genaue Zahl komme es nicht an. Dennoch billigt er nun dem Resultat eine unbestreitbare rhetorische Funktion zu. Sollten erst

einmal die Tabellen aus jener Zählung für die ganze Schweiz vorliegen – womit man immer noch im Rückstand sei –, ließe sich erwarten, daß *einige urtheilsfähige und der Verblendung abholde Menschen der Nation ein Spiegelchen vorhalten werden . . .*

Was man seither ›Betroffenheit‹ zu nennen sich gewöhnt hat und was als ›Betrachtung‹ einen eher obsoleten Klang hat – dazwischen liegen nicht Welten, sondern nur der unscharfe Grat zwischen Vorher und Nachher. Der Historiker macht nicht die gute Miene zum bösen Spiel, das mit ihm als Bürger getrieben wurde; er hat vielmehr gelernt, sich selbst als dem Objekt der Umtriebe der Zeitmächte und Zeitgeister mit derselben Ruhe zuzusehen wie den Figuren des konstantinischen Zeitalters.

Sollte diese Welt von einem Gott erschaffen worden sein, müßte er sie wie ein Gott erschaffen haben: aus der Fülle dessen heraus, was nur möglich war. Zwar wird man bei Gott von ›Einfällen‹ nicht sprechen dürfen; aber daß er sich nicht wiederholt, nicht Replikate und Multiplikate aus dem Nichts hervorruft, keine Ökonomie der Klassifikation gelten läßt, sondern nur absolute Einzigkeit eines jeden Einzelnen an Form und Funktion, zwischen Schönheit und Greulichkeit, Glanz und Üppigkeit, Unvergleichlichkeit von keinem mit keinem, das wird man als Ausdruck einer unendlichen Ideenfülle voraussetzen müssen. Gott ist ein Prinzip der Abundanz, nicht der Redundanz. Er schüttet sich aus, statt sich zurückzuhalten. Ihn verwirrt die Welt nicht, für die er keine Begriffe benötigt, um über sie zu walten. Aber den Menschen würde sie hoffnungslos verwirren. Er wäre verloren im Dschungel des Seins, in der Wirklichkeit gewordenen Unmöglichkeit des Begriffs, im Absolutismus der schieren Überraschungen – ja, nicht einmal dieser, denn sie setzen ein gehöriges Maß an Regularität, an Zuordnungsfähigkeit von Merkmalen und Eigenschaften, Ähnlichkeiten und Erwartungen voraus. Kant hat davon gesprochen, daß die begriffliche Systematik der Erfahrbarkeiten ein Faktum sei, auf das es keinen apriorischen Anspruch gebe, sondern nur die nachträgliche Befriedigung, mit endlichen Mitteln ein unermeßliches Übermaß an Realität bewältigen zu können. Kant kannte seinen Gott und hielt sich gegenwärtig, was als Welt hätte ›passieren‹ können – welche Rücksichtslosigkeit gegen den Menschen in den Abgründen der Schöpfung gelauert hatte. Das Dilemma ist nicht nur, nicht einmal vorwiegend erkenntnistheoretisch. Natürlich: Wissenschaft gäbe es in einer Abundanzwelt nicht. Überleben wäre Glückssache, da man nicht einmal aus Erfahrung wissen kann, was eßbar ist, wovor man fliehen muß und womit man sich abfinden kann. Die Mißlichkeit wäre mehr noch die der Sinnlosigkeit: Es lohnte sich nicht, dem absoluten Weltkünstler zuzu-

sehen, der nicht einmal eine erkennbare Identität, einen ›personalen‹ Stil, eine eingehaltene Linie, eine Wiedererkennbarkeit seiner Handschrift zuließe.

Vor diesem Hintergrund der Schöpfung als Chaos – denn nichts anderes wäre solche Überfülle und Überschüttung – formiert sich die Befriedigung, daß wir uns an der Erfahrung orientieren, auf Erinnerung berufen und im Wiedererkennen zu Hause fühlen können. Solche Vertrautheit steigert sich in ihrer Wertbesetzung gerade in dem Maße, in dem Gestalten und Physiognomien der Natur sich vervielfachen. Wo keine Theorie, keine Morphologie, keine Klassifikation eine Chance hat, das Gegebene auszuschöpfen, wo jeder noch seinen Namen mit einer neuen Art verbinden und verewigen kann, ist das Erlebnis der Dennoch-Ordnung am intensivsten, wird die Kontingenz der Inkontingenz unmittelbar erlebbar. Daher die Eminenz der Entomologie unter den biologischen Morphologien, daher die ›Metaphysik‹ der Lust an der subtilen Jagd, der Ernst Jünger diesen Namen und das Glossar ihrer Erlebnisformen gegeben hat.

Was von den Herausgebern »Bemerkungen über die Philosophie der Psychologie« genannt worden ist, hat Wittgenstein in der Zeit zwischen Mai 1946 und Mai 1949 niedergeschrieben, davon die in »Band II« vereinigten Notizen im Herbst 1948. Überwiegend geht es um eine genetische Theorie von Begriffen, deren Zugehörigkeit zur ›Psychologie‹ nicht genauer geprüft werden muß. Doch ist auch die Kongruenz mit einer Phänomenologie, die ›Erlebnisse‹ als Basis von Begriffen zu beschreiben hat, nicht zwingend. Es liegt daran, daß Wittgenstein nach ›Zuständen‹ des Bewußtseins forscht, die nicht die Konturen von ›Phänomenen‹ haben, und dies im genetischen Aspekt verdeutlicht. Etwa: *Wie habe ich nur die Bedeutung des Worts ›Aufregung‹ gelernt?*

Diese Frage ist für die phänomenologische Natur dieser Notizen deshalb exemplarisch, weil ›Aufregung‹ schwerlich den im Bewußtseinsstrom auftretenden und aus ihm heraushebbaren ›Erlebnissen‹ zuzuordnen ist. Dies schon gar nicht, wenn man auf der Einstellung der Reflexion besteht. Dann ist ›Aufregung‹ am ehesten der Zustand, in dem ›Erlebnisse‹ verhindert werden, als Phänomene jeden Umriß verlieren, die Differenz elementarer Bestimmbarkeit einbüßen: *Die falsche Auffassung, daß dieses Wort sowohl etwas Inneres als auch etwas Äußeres bedeutet.* Insofern ist ›Aufregung‹ ein Befinden, das in hohem Maße die Kriterien der Lebensweltlichkeit erfüllt, deren Befunde schon ihre Thematisierung – von deren theoretischem Erfolg ganz abgesehen – bedenklich machen.

Wie kommt es, daß wir derartiges nicht nur *haben* oder *sind*, nicht nur über uns ergehen *lassen*, ihm wehrlos *ausgeliefert* sind, und doch seine Bedeutungslosigkeit relativ zu den Erlebnissen und Phänomenen nachsichtig akzeptieren? Die Frage verschärft sich also dahingehend, wie ein Erlebnis beschrieben und darin als Phänomen ›dingfest‹ gemacht werden kann, das gerade darin besteht, jedem Beschreibenden seine Position zu entziehen. Aufregung ist zwar noch nicht die volle ›Verwirrung‹, in der sich

Erlebnisse verlieren, aber die Annäherung daran. Nur ein Nebenbefund ist, daß gerade für solche zuständlichen Intermissionen des ›Erlebnisstroms‹ sprachlich die prägnantesten Bezeichnungen gefunden wurden.

Bei dieser Schwierigkeit des Rückgangs aufs Erlebnis gilt um so unausweichlicher Wittgensteins Maxime: *Ich muß mit der Unterscheidung von Sinn und Unsinn anfangen. Ich kann sie nicht begründen.* Der Ernst dieses Zugeständnisses trifft nicht nur und erst den Anspruch auf Begründung, sondern schon den auf Beschreibung. Sie hat eine ›Grenze‹, von der Wittgenstein gesagt hat, es sei die der Sprache als identisch mit der der Welt, für die aber mit dem phänomenologischen Instrument präziser gesagt werden kann, daß sie mit dem variablen Volumen der ›Lebenswelt‹ zusammenfällt. Die Erlebnisfähigkeit selbst schützt sich durch Formen der Unaufmerksamkeit dagegen, das Leben sich selber ständig ›thematisch‹ oder gar ›problematisch‹ werden zu lassen. Auch ›Aufregung‹ ist eine Gunst, die das Leben sich erweist.

LEBENSWELTWÖRTER:
WIEDERKEHR DER ›BALLASTSTOFFE‹

Die Geschichte des Geschmacks verläuft zwischen Polaritäten, die nicht primär ästhetischer Natur sind. Bevor die Skala von Bewertungen und Urteilen sich entfaltet, ist die radikalere Entscheidung schon gefallen, ob eine Lebensökonomie des Maßhaltens oder Lust an Fülle und Übermaß bestimmend sein soll. Niemand wird je die beiden Antworten auf die Frage, weshalb man esse, versöhnen können: um lange zu leben und dabei gesund zu bleiben *oder* um es sich schmecken zu lassen, für wie lange auch immer.

Auf dieser Breite können sich nun Moden und Maximen ausbilden. Wer denkt noch an die Tüten der Zwischenkriegszeit mit dem Aufdruck: *Esst mehr Früchte und ihr bleibt gesund!* Das möchte man sich etwas komplizierter machen, denn Gesundbleiben muß verdient werden und daher anspruchsvolle Bedingungen stellen, ähnlich wie man sich einstmals den Himmel verdienen mußte. Nach der ›weißreichen Ernährung‹ und den ›ungesättigten Fettsäuren‹ mit ihren jeweiligen theoretischen Mythen sind die ›Ballaststoffe‹ mit ihrer schnöden Bezeichnung zur Werbewirksamkeit gekommen. Paul von Hindenburg hatte das, für zahllose Zeitungsanzeigen, noch anders begründet: *Der Patriot ißt Roggenbrot!*

Nun würden die ›Ballaststoffe‹ mit ihrer leicht begreiflichen anregenden Wirkung aufs Gedärm den Zeitbetrachter nicht so animieren, wenn nicht fast gleichzeitig ihre Rückkehr auch auf dem immer bewegten Feld der Pädagogik ersichtlich würde. Nach einer langen Phase vielfältiger Forderungen, die zu *Curricula* ernannten Lehrpläne von ›überflüssigem Ballast‹ zu befreien – was schnell und notgedrungen auf die akademischen Studienordnungen übergreifen sollte, die gleichfalls endlich vom ›Überflüssigen‹, weil nur ›Althergebrachten‹, zu entlasten waren –, dämmerte die Erkenntnis, daß es nicht so leicht war, das Notwendige vom Überflüssigen zu trennen, ja daß, wie in der

Ernährung, einige Procente an Ballaststoffen vielleicht der bloßen Regsamkeit des Intellekts guttun würden: etwas Auswendiglernen, etwas mehr Rechtschreibung, sogar Schönschrift und schließlich das Schrotbrot des Kopfrechnens mit Einmaleins und Dreisatz. Die Euphorie der Ballaststoffe war ein um sich greifendes Gemütsmoment. Das Argument, weniger sei auch genug, zog sich aus dem Zeitgeist zurück.

Ich gebe mich nicht der Illusion hin, dies sei geschehen, weil man bemerkt habe, das Argument des Ballastabwurfs sei überwiegend ein Vorwand gewesen, um unter dem Deckmantel der Gefälligkeit von ›Entlastungen‹ neue und andere Inhalte – diesmal solche von Relevanz, wie sich versteht – in die Lücken zu schieben. Platz zu schaffen für das, worauf es ankommt – und danach dasselbe Quantum wie zuvor. Wo die Deklaration zum ›Überflüssigen‹ auftritt, hat sie wegen des Versprechens annehmlicher Entlastungen die verdeckten Platzansprüche zu leicht übersehen lassen: Die Schrumpfung der Gesamtlast hat es nie gegeben, wie viele Vokabeln man auch streichen mochte, um dafür etwas mehr modische Linguistik aufzunehmen. Am Ende standen neue Klagen der Überlastung des jugendlichen Gemüts, neue Entlastungsstrategien wurden angeboten – mit neuen Wesentlichkeiten und Aktualitäten im Hintergrund.

Wird man irgendwann mißtrauischer gegen die Entlaster werden, wenn man hingestoßen worden ist auf einen deutschen Kultusminister, der sich in seinen zahllosen Erlassen ebendieses verheißungsvoll gleißenden Stichworts immer wieder bediente? Da wurden die nachgeordneten Behörden angewiesen, *auf die weitgehende Entlastung von allen überflüssigen Stoffen Bedacht zu nehmen*. Man darf das so lange mit Genuß gelesen haben, wie das Datum des Erlasses nicht bedenklich werden läßt; er stammt vom 16. März 1935 und ist vom größten Verwirrer der deutschen Schulwelt, Hitlers Kultusminister Rust, unterzeichnet. Trotzdem könnte der Halbsatz von jedem seiner auf Länderzahl gebrachten Nachfolger herrühren – hätte ich nicht unvollständig zitiert. Tatsächlich stand da, unter Ausführung früherer Bestimmungen vom 13.

September 1933 und 15. Januar 1935, es sei *auf die weitgehende Entlastung von allen überflüssigen und nicht in eine nationalsozialistische Schule gehörenden Stoffen Bedacht zu nehmen*. Natürlich, es ist das Metrum jenes Geistes nicht mehr, das den Überfluß der Stoffe zu regulieren sich anmaßen läßt; aber immer noch ist es eine Normvorstellung ›von Schule‹, nach der sich richten darf und muß, was unter die Heilsbotschaft der Entlastung vom Überflüssigen fällt: Freigabe des Ballastes zum Abwurf.

Weil diese rhetorische Figur immer wiederkehren wird und unter keinem politischen System ihre Funktion verlieren kann, muß man hinblicken auf das, was da von draußen hereinkommen kann, wenn drinnen rein gemacht worden ist. Die Bedeutung kanonischer Bildungsstoffe des späten oder dahingegangenen Bürgertums hat der Befragung oder Hinterfragung nicht standgehalten und hätte ihr unter anderen Bedingungen nicht standgehalten, weil ihre wichtigste ideenpolitische Funktion sich der offenen Namhaftmachung entzieht: den Standort einfach nur besetzt zu halten, um ihn vor ›Umbesetzungen‹ zu bewahren. Von denen jede, wenn es nur dazu käme, der Be- und Hinterfragungsprozedur nicht besser standhalten würde als dieses Überkommen-Überflüssige.

Wie kann man auch erwarten, es würde sich je ein Kriterium fürs Nicht-Überflüssige ergeben? Der Mensch ist das Wesen, das vom Überfluß für den Überfluß lebt, und dies noch dort, wo es ihm am Notwendigsten fehlt. Er schmückt sich im tiefsten Elend – und dies auch im Nichtelend, im Mittelmaß der Auskömmlichkeiten, tun zu dürfen, ist eine – wenn nicht: die – Hauptfunktion seiner Bildung. Genau genommen, sind ihre Inhalte immer kontingent – also: keiner ›Kritik‹ standhaltend. Die, die sie vermitteln, werden nie dem Ideal entsprechen, das in ihnen vermittelt wird. Das ist der Kern des Ärgernisses ihrer Kontingenz. Die Inhalte müssen nur dafür herhalten. Sie werden zum Ballast in den Händen ihrer Hüter.

1369 gelangt ein Stückchen Holz nach Venedig, von dem gesagt wird, es stamme von dem Kreuz, an dem Jesus gehangen hat. Noch heute verwahrt die Scuola di San Giovanni Evangelista die Reliquie, eingelassen in ein vollständiges Kreuz. Aber an Reliquien nagt der Zweifel. Die Kreuzespartikel wird nicht mehr in Prozessionen durch die Stadt getragen, wirkt auch keine Wunder mehr, die anderweitig noch nicht aus der Welt sind, doch in erstaunlicher Progression (oder Regression?) der Mutter jenes Gekreuzigten zugeschrieben werden. Hinzu ist gekommen: Venedig bedarf der Wunder nicht mehr, es ist selbst zur reinen Attraktion geworden – und nicht einmal das genügt, seinem Verfall zu wehren.

Die Republik Venedig stand in fast ständigem Kampf mit dem Islam rings um das Mittelmeer. Wie auch sonst wurden solche Kämpfe beiderseits im Namen der Religion, des Zugangs zu heiligen Stätten, des Transfers geistlicher Güter und der Farben für fromme Bilder und Gewänder geführt. Damit in Zusammenhang stand der unschätzbare Wert der Kreuzespartikel für die Republik und ihren Kult, nachdem man die Gebeine eines der vier Hauptzeugen für Jesu Leben und Lehre bereits viel früher, nach dem Bericht des Mönches Bernard schon im 8. Jahrhundert, im Dom der Lagunenstadt aufgenommen hatte. Solcher Besitz strahlte nach beiden Seiten aus: als Beweis für die Wahrheit der heiligen Schriften von Leben und Leiden Jesu *und* als Legitimation für die machtvolle Vertretung dieser Wahrheit und den Schutz ihrer Bezeugungen.

Am erstaunlichsten ist die Festigkeit der Überzeugung, man habe, in der Geborgenheit der eigenen Macht, am Kreuzessplitter den Beweis für die Zuverlässigkeit der Passionsberichte. An der Authentizität der Reliquie nicht zu zweifeln war Frömmigkeit und Staatsklugheit zugleich. So gab es die *Compania della Calza*, die in der überwachungsfreudigen Republik auf Einhaltung des Rituals der Verehrung bis ins kleinste zu achten hatte. Mit Pomp

und Strenge bewies man sich, was man besaß. Sonst wäre solcher Aufwand unverzeihlich gewesen – wobei man sich nicht einzugestehen brauchte, wie gern man ihn betrieb. Indem man sich selber überzeugte, bestätigte man sich das Recht, andere am Zweifel zu hindern.

So ist das Unvorstellbare des fiktiven Kurzdialogs für das Zeitalter gültig:

– Hat der Sohn Gottes wirklich für euch am Kreuz gelitten und ist gestorben um eurer Erlösung willen?

– Aber wir haben doch den Beweis in der Scuola di San Giovanni seit 1369, daß es dieses Kreuz gab – und wozu sollte es das Kreuz gegeben haben, wenn nicht Jesus daran gekreuzigt worden wäre?

Dieses missionarische oder apologetische Stückchen ist ganz indifferent gegen den »ideologiekritischen« Einwand, man halte für wahr, was man für Handel und Macht als Rückhalt benötige. Das Beweisstück war den Venezianern anvertraut, und andere hatten nicht dieselben guten Orientverbindungen, um ihre Kathedralen mit Kreuzesfragmenten zu bestücken. Die Quelle unter Kontrolle zu halten wurde wie nebenbei zur Staatsaufgabe.

Indem man dies ausspricht, wird man sich unversehens dessen bewußt, daß wir auch solche Dinge haben, die wir für bewiesen oder für Beweise halten und in deren Legitimation wir uns gegen anderes erheben und wenden. Die Annahme, Bürger und Obrigkeit von Venedig hätten sich der Reliquie zum Staatskult versichert, ist so wenig bewiesen und beweisbar wie die Echtheit oder Unechtheit des heiligen Reliktes selbst. Bei Beweisen kommt es vor allem darauf an, daß ihrer Beweiskraft nicht widersprochen wird. Das ist kein primär »wissenschaftstheoretischer« Satz vom Typus des Falsifikationismus. Wir könnten gar nicht leben, wenn alle Widersprüche gegen Beweise, die nichts beweisen, faktisch erhoben würden.

»Beweiskraft« ist etwas anderes als der Beweis selbst nach seiner logischen oder empirischen Dignität. Was ist zur Absicherung und Verbesserung von Gottesbeweisen an intellektuell durchaus